

GEDANKEN ÜBER UNSER PREDIGEN

REFERAT AUF DER KRIEGSPFARRERKONFERENZ

in Athen am 27. Oktober 1943

gehalten von Div.Pfarrer der 1.Geb.Div.

Rudolf Schwarz

Gedanken über unser Predigen
Referat auf der Kriegspfarrerkonferenz in Athen
am 27. Oktober 1943
gehalten von Div. Pfarrer der 1. Geb.Div. Rudolf Schwarz

Liebe Brüder!

Zuerst bitte ich Sie, nicht mit falschen Erwartungen an dieses Referat heranzutreten. Es kommt im Folgenden keine tiefschürfende theologisch-wissenschaftliche Abhandlung, auch nicht ein systematisch-erschöpfender Vortrag zu dem Thema "Predigt". Es sind auch keine besonders neuen, umwälzenden Gedanken, sondern bekannte über dieses Thema, nur in bestimmter Sicht, nämlich der des Soldatenpfarrers. Ich möchte lediglich einige Gesichtspunkte, die mir - und das muß ja nicht heißen allen unter Ihnen - wichtig und beachtenswert beim Predigtmachen geworden sind, zur Sprache bringen. Dadurch erhält das Referat vielleicht einen mosaikartigen Charakter. Es sind einzelne Steine des Mosaiks "Predigt", auf die ich hinweisen möchte, weil sie oft zu wenig beachtet werden, oder die von uns noch nicht in ihrer Bedeutung erkannt sind, oder auch, mit denen wir nichts anzufangen wissen, die uns Not machen.

So ist das Referat hauptsächlich entsprungen aus den persönlichen Erfahrungen, die ich beim Arbeiten an der Predigt gemacht habe. Das heißt nun aber wieder nicht: So mache ich's und so muß es gemacht werden, sondern das heißt vielmehr: So habe ich's nicht gemacht und eben daran erkannt, daß ich es falsch angepackt habe und deshalb mit dem Text nicht zurechtgekommen bin. Es ist also das Referat zum großen Teil aus der Not des Predigtmachens entstanden. Aber da es Erfahrungen an der Sache sind, an der wir alle arbeiten und der wir alle dienen, mögen sie auch uns allen weiterhelfen - sei es, daß einer sie ablehnen muß oder sie bejaht. Es sind das alles nicht fertige Antworten und möchten es gar nicht sein, sondern vielmehr Anregungen zu einem Gespräch. Anregungen um in der angedeuteten Richtung weiterzudenken. So bitte ich das Folgende aufzufassen. Es sind im ganzen drei Fragenkreise, auf die ich zu sprechen kommen möchte:

- I. Die Wahl des Textes
- II. Die Arbeit am Text
- III. Der Blick auf den Hörer.

Sofort wird aber bei der Nennung dieser drei Fragenkreise klar, daß sie nicht streng voneinander geschieden sind, sondern ineinander übergreifen. Die Wahl des Textes muß im Blick auf den Hörer geschehen, wie ja auch die Arbeit am Text stets den Hörer vor Augen haben muß. Schon die Wahl des Textes ist Arbeit am Text. Andererseits wieder darf der Blick auf den Hörer den Blick auf den Text nicht unscharf machen. Es handelt sich also um ein Ineinander. Wenn trotzdem diese drei Fragenkreise so nebeneinander gestellt werden, so deshalb, um jeden für sich klarer zu sehen.

I. Die Wahl des Textes

1. Die Berechtigung dieser Frage

Welchen Text nehme ich? Ist diese Frage überhaupt berechtigt, ist es eine sachlich richtige und gültige Frage? Oder heißt es, sich schlicht an die Perikope zu halten, die vorgeschrieben ist, und sich so gleichsam von oben, durch die Ordnung der Kirche, das Wort für jeden Sonntag diktieren zu lassen? So fragen heißt aber zugleich nach dem Grund ihrer Berechtigung zu fragen und darauf zu antworten.

a) Die objektive Lage unserer Gemeinde

Wir haben keine Heimatgemeinde vor uns. Das bedeutet zunächst: Wir können keine regelmäßigen Sonntagsgottesdienste vor einer im Grund sich gleichbleibenden Gemeinde halten. Ich spreche jetzt vom Standpunkt des Divisionspfarrers, nicht von dem eines Standort- oder Lazarettpfarrers, der wie z.B. hier in Athen Sonntag für Sonntag seine treue, ihm bekannte Soldatengemeinde vor sich hat und dessen Situation mehr der einer Heimatgemeinde - ich betone: nur was die Regelmäßigkeit des Gottesdienstes anlangt - näherkommt. Wir haben also nicht die Möglichkeit, in einem Kirchenjahr eine feste und ganze Perikopenreihe, wie es unsere Brüder in der Heimat tun können, durchzupredigen und auf diese Weise die Gemeinde in das Ganze der christlichen Botschaft einzuführen. Wir können nur ganz unregelmäßig, manchmal nur mit großen Intervallen, wie z.B. in Rußland, Gottesdienste halten. Jeder Gottesdienst aber, den wir halten, kann - in viel stärkerem Maß als in der Heimat - der letzte sein für den Mann, der mitmacht. Das gilt besonders für die Gottesdienste, die wir vor einem größeren Einsatz zu halten haben. Diese zwei Gesichtspunkte, die Unregelmäßigkeit der Gottesdienste und die Todesnähe der Männer, stellen uns bei jeder Perikope, aber auch bei jedem frei ausgesuchten Text vor die Frage: Ist das das Wort, das hier und jetzt den Männern gesagt werden muß? Nicht so heißt die erste Frage: Ist das ein für meine Soldatengemeinde mögliches, sondern das nötige Wort, ein Wort, das in dieser Stunde gesprochen werden muß? Ich kann bei einem Einsatzgottesdienst am 10. So.p.Tr. nicht die Perikope von der Zerstörung Jerusalems nehmen und andererseits, wenn bei einem Einsatz das Problem des Plünderns brennend geworden ist, über Christi Wort "Ich bin das Brot des Lebens" predigen. Beide Texte sind möglich, ja in einer anderen Lage durchaus nötig, aber im Augenblick, in der gegebenen Lage nicht das Wort, das jetzt zur Stunde (kairos) gesagt werden muß!

Das ist die erste Überlegung, die wir als Prediger unseren Soldaten schuldig sind. So stellt uns schon die objektive Lage unserer Soldatengemeinde vor die Frage nach dem rechten Text.

b) Die subjektive Lage unserer Gemeinde

Das zweite ist die Frage nach der subjektiven Lage unserer Hörer. Wen haben wir vor uns? Ich glaube, daß es recht und notwendig ist, diese Frage schon bei der Wahl des Textes und nicht erst bei der Meditation zu stellen. Denn wiederum gilt: Wir haben keine Heimatgemeinde vor uns, die gewohnt ist, Sonntag für Sonntag in die Kirche zu gehen, die in und aus der Bibel lebt, betet und hineingewachsen ist in den christlichen Glauben. Wir haben größtenteils - das kann wohl gesagt

obwohl ich bitten möchte, das Folgende cum grano salis zu verstehen - Leute vor uns, bei denen wir nichts voraussetzen dürfen. Oft stehen wir vor der Frage: Ist das schon eine Gemeinde oder muß es erst eine werden? Wir stehen mehr als sonst vor unseren Soldaten als vor einer Missionsgemeinde. Eine Gemeinde, die erst eingeführt werden muß in das ABC des Glaubens und die deshalb weit mehr als eine fest gewachsene Gemeinde allerlei Erschütterungen, auch weltanschaulicher Art, ausgesetzt ist. Wir haben weithin ganz junge Männer vor uns im Gegensatz zur Heimat, wo besonders in der Kriegszeit im Gottesdienst die Alten überwiegen. Und vieles, was wir ob drinnen oder draußen, ob in der Heimat oder an der Front erleben, zielt doch darauf ab, den christlichen Glauben unglaublich zu machen. Ich denke an die Bombenangriffe, an unsere Brutalität in der Kriegsführung u.a. Hier kann schon mancher in Ge-wissenskonflikte kommen. Weil unser Dienst beim Predigen im Blick auf die subjektive Lage unserer Hörer zuerst ein Hinführen oder auch ein Zurückführen zum Evangelium ist, ist die Suche nach dem Text berechtigt, die Suche nach dem geeigneten oder, besser gesagt, nach dem in der jeweiligen Lage notwendigen Text.

2. Das Suchen nach dem Text

Ich glaube, jedem von uns ist es schon so gegangen, daß ihm dieses Suchen Not gemacht und vor allem kostbarste Zeit für die eigentliche Arbeit an der Predigt genommen hat. Man nimmt die Perikopen des Sonntages vor, muß sie erst gründlich auf ihre Eignung ansehen; denn erst dann, wenn ich den Text exegesiere und darüber meditiere, öffnet er sich mir ja. Finde ich nun, diese Perikope kann ich in dieser Lage oder vor diesen Soldaten nicht nehmen, suche ich einen freien Text und auch ihn muß ich mir ja ebenso erst gründlich ansehen. Das bedeutet bei einem einzelnen kurzen Schriftwort vor allem, es erst einmal in seinem Zusammenhang stellen. Diese herausgerissenen Schriftworte müssen sich von uns z.B. bei Kasualien oft manche falsche Auslegung gefallen lassen.

In diesem Zusammenhang muß ein Wort zu unserer Feldagende, deren Aufbau mir in diesem Punkte nicht ganz klar ist, gesagt werden. Sie scheint sich einerseits möglichst an die altkirchliche und Eisenacher Perikopenreihe zu halten; andererseits aber bringt sie doch wieder freie Texte (Perikopen und einzelne Worte). Bei der Suche nach einem Text läßt sie uns leider etwas im Stich. Ihre Absicht, auch die Soldatengemeinde in das Kirchenjahr einzubauen, ist deutlich, aber die Auswahl fordert auch Kritik heraus. So findet man nicht weniger als dreimal den Text Luk. 10,17-20, aber andere geeignete Perikopen fehlen, so. z.B. Joh.2,1-11 Hochzeit zu Kana) für die Epiphaniastzeit. Warum wurde sie nicht aufgenommen? Anscheinend will man dem Spott ausweichen, der gerade über diese Geschichte in den Kasinos herfällt. Aber gerade diese Perikope führt unsere Soldaten ins Zentrum (V.11). Sie stellt uns vor die Barmherzigkeit Christi und seine Vollmacht. Daß Christus sich der peinlichen Verlegenheit bei der Hochzeitsfeier annimmt, besagt doch für uns: Du darfst mit jeder Not Dich an ihn wenden. Keine Not ist zu gering für ihn. Und dann: "so reich als du kann niemand schenken". In dem Wunder begegnet uns doch die Fülle der Schöpfermacht Gottes, wie sie uns bei jedem Erntedankfest vor Augen gestellt wird. Soll das keine geeignete Perikope für unsere Soldaten sein? Warum soll bei einer textgemäßen Predigt über diese Perikope nicht das eintreten, was bei diesem ersten Wunder Jesu eingetreten ist, "er offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn"(V.11)? Gerade aber der Spott und die Ablehnung, die über diese Geschichte herfallen, geben uns doch die Möglichkeit, ihren Scopus herauszustellen.

Daß Luk. 10,17-20 dreimal als Predigttext vorkommt, erweckt die Vermutung, daß dies allein wegen des Verses 20, "Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." Ein geradezu makaberer Text vor einem Einsatz. Warum aber wird Luk. 10,38-42 (Maria und Martha) gestrichen? Ist der Ruf dieses Textes nicht gerade ein Ruf in unsere Zeit und Lage hinein, die keine ruhige Stunde für Gott mehr übrig hat? Das Thema des Textes heißt doch: Warum ist das stille Hören auf Gottes Wort das Eine, was nützt. Es geht hier nicht um ein Und (Maria und Martha), sondern um eine Entweder - Oder (Maria oder Martha), also um die Priorität des Hörens. Zum Hören des Wortes Gottes zu führen, ist doch eine zentrale und immer wieder neue Aufgabe auch für uns Soldatenpfarrer.

Nun zur Frage der freien Texte, die uns als Soldatenpfarrer meist von Leuten, die wenig Ahnung vom Kommiß haben, als geeignet empfohlen werden und durchaus nicht ohne weiteres die rechten sind, nur weil sie einen soldatischen Klang haben. Oft wird dabei auch der Zusammenhang, in dem sie stehen, nicht berücksichtigt. Beispiele:

"Wachet, steht im Glauben, seid männlich und seid stark!" Das ist ja kein Aufruf zu einem rechten Mannestum, sondern zunächst einer Gemeinde zugerufen, die vor Irrlehrern auf der Hut sein soll, da sie einen anderen Glaubensgrund legen wollen.

Oder: "Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben". Hier wird eine Gemeinde zur Treue zu Christus aufgefordert. Nur ihr, dieser Treue, nicht aber der zum Volk ist die Krone des ewigen Lebens verheißen. Das muß erst gesehen werden. Dann erst kommt freilich die Frage: Hängt unsere Treue zu Christus mit der zu unserem Volk zusammen und wie? Aber meine Predigt ist unwahr, wenn ich über diesen Text so frisch drauflospredige. Ich muß gestehen, ich habe, solange ich Soldatenpfarrer bin, noch nie für eine Predigt diese Texte genommen. Ich kann das Wort "Sei getreu" am Grab eines Christen, der für seinen Glauben sein Leben gegeben oder sein Leben als Nachfolge verstanden hat, nehmen. Da ist es am Platz. Aber sonst? Ob die Treue zum Volk allein schon hinreicht, die Krone des ewigen Lebens zu empfangen - das ist die Frage.

Ähnlich liegen die Dinge bei den oft mißhandelten Texten "Wer sien Leben liebhat" und "Niemand hat größere Liebe denn die...".

3. Perikope oder freier Text?

Die Frage nach dem notwendigen Text hat uns zu der spezielleren geführt: Perikope oder freier Text? Es gilt, die Vor- und Nachteile beider gegeneinander abzuwägen. Allgemein könnte man sagen: Was das Positive einer Perikope ist, ist das Negative eines freien Textes, besonders eines sog. Kernwortes und umgekehrt.

a) Perikope

Das Positive der festen Perikopenreihe liegt in drei Punkten: Wenn ich mich an eine solche feste Reihe binden kann, bin ich des zeitraubenden Suchens enthoben. Zeitraubend auch deshalb, weil nun ja im Einsatz die Hilfsmittel für die Suche wie Konkordanz, Textsammlungen etc. nicht zur Hand sind. Was das heißt, suchen müssen, weiß nur der, der über dem Suchen die wertvollsten Stunden hat drangeben müssen. Der weiß auch um die Erleichterung: Hier, das ist dein Text.

Kann ich bei einer Perikope bleiben, so weiß ich meine Gemeinde und mich geführt von Männern, die nicht aus Willkür, sondern auf Grund ihrer Erfahrung und nach reiflichem Überlegen diesen Text überhaupt und speziell für diesen Sonntag für richtig gehalten haben. Wir stehen also auch in einer Geschichte dieses Wortes, und die spricht auch zu uns. Damit aber auch in der Gemeinschaft mit den Vätern. Das kann Trost und Hilfe sein.

Eine Perikope zwingt mich ganz von selbst - anders als ein kurzes freies Textwort - nachdrücklich und gehorsam auf sie zu hören, die Gedanken des Textes nachzudenken, jedes einzelne Wort für sich und im Zusammenhang zu beachten und nicht meine eigenen Gedanken hineinzutragen. Es entsteht leichter als bei einem kurzen Schriftwort eine sachlich richtige, d.h. textgemäße Predigt.

Das Negative eines festen Perikopentextes wird in zweifacher Weise deutlich:

Zunächst macht oft seine rein sprachliche Seite Schwierigkeiten. Texte aus Eph., II.Kor., Hebr. sind oft sprachlich so schwierig, daß wir sie schon aus diesem Grund unseren einfachen Männern nicht zumuten dürfen, weil sie beim Vorlesen gar nicht zu erfassen sind. Eine notwendige Texterklärung aber ist bei der Kürze einer Soldatenpredigt nicht angebracht und nicht möglich. Es ist aber ebenso unmöglich, sich einen solchen Text einzuprägen und zu behalten, daß er die Woche über mit einem geht. Die Gemeinde daheim hat die Möglichkeit, die Bibel vorzunehmen und den Text nachzulesen, der Soldat meist nicht.

Der zweite negative Punkt ist schon bei der objektiven Lage der Gemeinde zur Sprache gekommen. Unsere Soldatengemeinde ist oft in einer besonderen Lage, in der ein Heimatpfarrer auch vom festen Text abweicht und sich einen, wie bei Kasualien, auswählt. Unsere Predigten aber sind in den meisten Fällen Kasualpredigten. Das schöne und gute (Wein) Leben in Frankreich nach dem Feldzug stellte uns vor eine andere Aufgabe und Zielsetzung unserer Predigt als der Winter 1941/42 in Rußland.

b) Der freie Text

Das erste Positivum des freien Textes, d.h. in der Regel eines kurzen Schriftwortes besteht darin, daß es wegen seiner Kürze leicht einprägsam ist, haftet und einen deshalb begleiten kann - wie der Konfirmationsspruch. Das ist gerade für eine Einsatzpredigt wichtig. Ich weiß, auch von manchem später im Einsatz Gefallenen, wie das Wort sie begleitet hat. So hat es einer noch im letzten Brief seiner Frau heimgeschrieben.

Das zweite Positive: Das Wort ist für die besondere Situation ausgewählt, so daß der Hörer schon beim Vorlesen des Wortes erkennt und spürt: Das ist das *verbum pro me*. So gewinnt er, schon ehe der Prediger beginnt es auszulegen, ein inneres Verhältnis zum Wort, das ihn für die Predigt aufgeschlossen macht.

Schließlich das dritte Positive. In jedem Schriftwort, wenn es recht verstanden ist, steht das Ganze des Evangeliums. Es muß durchaus nicht so sein, daß dabei ein Teil der Botschaft zu kurz kommt. Auch in einem Bußwort, ja vielleicht gerade darin steckt das Evangelium, wie umgekehrt in einem Zuspruch auch ein Imperativ auf uns zukommen kann.

Demgegenüber müssen bei der Wahl eines freien Textwortes aber immer auch die negativen Seiten im Auge behalten werden.

Die erste Gefahr liegt darin, immer im gleichen Geleise zu bleiben. Man nimmt Texte, die einem liegen, für die man eine Vorliebe hat, die keine allzulange Exegese und Meditation erfordern. So kann eine gewisse Einseitigkeit der Predigt nicht ausbleiben und der Hörer wird das Gefühl nicht los: Es ist doch immer dasselbe. Er langweilt sich, weil er sich nicht weitergeführt weiß. Zwangsläufig predigt man dann seine theologischen Lieblingsgedanken, oft sogar in wörtlich gleichen Sätzen. Gerade hier müssen wir oft unsere theologische Gedankenarmut feststellen. Und leiden an ihr.

Damit ist das zweite Negativum verbunden, besonders im Blick auf die kurzen Schriftworte: Allzuleicht werden sie von den Hörern nur als Motto verstanden. Der Hörer kann nicht so wie bei einer Perikope verfolgen, ob der Pfarrer textgemäß predigt. Ex kommt ihm nicht zum Bewußtsein, daß der Prediger ein an den Text gebundener Mann ist. Er ist nicht so gezwungen, den Text mitzudenken und so selbst sich praktisch an der Predigt zu beteiligen. Es wird auch nicht so deutlich dabei, daß es bei einer Predigt nicht um theologische Gedanken, sondern um biblische "Geschichte", wirklich Geschehenes und noch Geschehendes geht. Die Predigt wird als eine Sache des Intellekts angesehen.

Über die letzte Gefahr, daß Texte gewählt werden, die unwahrhaftig wirken, weil sie falsch bezogen sind, ist schon gesprochen worden. Ich meine also diese beliebten "soldatischen" Texte. Nichts aber wirkt zerstörender auf die Glaubwürdigkeit des Evangeliums als unechte und unwahre Bezüge. Im Hörer entsteht dabei sofort ein gewisses peinliches Gefühl: Hier ist etwas nicht ganz in Ordnung, nicht echt. Deshalb kann er zu einer solchen Predigt nicht Ja sagen. Über dieses feine Gefühl in unseren Hörern, gerade wenn sie Soldaten sind, dürfen wir uns nicht täuschen.

4. Das Fazit

Was ergibt sich aus dem Gesagten als Folgerung? Wie erreichen wir das Ziel, unseren Soldaten den rechten Text zu bringen? Ob Perikope oder einzelnes Schriftwort, immer müssen wir ins Zentrum der christlichen Verkündigung führen. Jede Predigt aber ist für uns immer eine Aktion für sich. Sie steht schon rein zeitlich gesehen allein und einsam da, aber auch im Blick auf das, was sonst an den Mann herangetragen wird. Außerdem gilt: Nie haben wir den gleichen Hörerkreis, unsere Gemeinde setzt sich von Mal zu Mal anders zusammen. Das gilt es zu berücksichtigen bei der praktischen Frage: Wie finde ich den rechten Text?

Es gibt einige Hilfen für uns, die uns Wegweiser auf dieser Suche sein können. Die erste Hilfe bietet sich uns mit dem Gang des Kirchenjahres an. Es gibt uns für die Feste und Festzeiten feste Texte, Perikopen und Einzelworte, an die Hand. An den großen Festen wird die Textwahl keine Schwierigkeiten bereiten, ebenso etwa an Rogate oder Erntedankfest. Woran aber soll uns gerade Rogate oder auch Epiphantias nicht den Text geben für eine Predigt in dre Trinitatiszeit, weil wir es für richtig halten, jetzt und sofort einmal über das Beten oder die Offenbarung Gottes in Jesus Christus zu predigen, vor allem wenn wir im Kasino oder bei Truppenbesuchen daraufhin angesprochen werden? Ferner kann uns die Bibellese, der Monats- oder Wochenspruch oder auch die Losung des

Tages weiterhelfen. Wir haben doch einzelne, die an ihrer Bibellese festhalten oder die von ihrer Heimatgemeinde einen regelmäßigen Briefgruß mit dem Monatsspruch erhalten. Gerade diese Verbundenheit mit der Gemeinde daheim immer wieder deutlich werden zu lassen, erscheint mir als eine Hilfe für unsere Soldaten und deshalb wichtig.

Alle diese Hilfen bringen aber keine endgültige Lösung und berücksichtigen nicht die besonderen Lagen, in denen wir oft stehen. Wir brauchen erstens für Ruhezeiten und stationäre Verhältnisse, wenn möglich unter Beibehaltung der alten Perikopenreihen, eine Zusammenstellung von Texten für das Kirchenjahr, Texte, die für unsere Soldaten notwendig und geeignet sind. Bei dieser Zusammenstellung sollten die angeführten Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Ich könnte mir denken, daß man da auch auf die drei Glaubensartikel zurückgreift als ABC unseres Glaubens. Wir brauchen zweitens für besondere Zeiten, z.B. vor einem Einsatz, bei Verrohung u.a. eine Reihe von Texten, die in solchen Situationen am Platz sind. Auf jeden Fall müssen wir beidemale von Anfang an wissen: Den Text kannst du getrost nehmen, ihn haben andere schon für dich durchgedacht. Keiner muß mehr seine knappe Zeit für die Textsuche aufwenden. Damit wäre, glaube ich, einer wirklichen Not abgeholfen und zugleich der Eindruck der Willkürlichkeit des Predigers vermieden.

II. Die Arbeit am Text

In diesem zweiten großen Fragenkreis geht es also um die Exegese und die Meditation.

1. Die Fremdartigkeit des Textes

Jeder Text ist uns zunächst vielleicht schon nach der sprachlichen Seite (z.B. die Briefe - so schreibt keiner von uns!), vor allem aber nach der inhaltlichen Seite fremd. Und das soll so sein. Wir dürfen nie vergessen, daß die ersten Hörer einer Epistel oder eines Gleichnisses Jesu ganz andere Menschen als wir zu ganz anderen Zeiten sind. Es gilt nicht zuerst uns, was da gesagt wird. Diesen Abstand, diese Kluft darf ich nie übersehen, sonst wird meine Predigt glatt, sonst kommen nur Selbstverständlichkeiten heraus. Das Evangelium ist aber nichts Selbstverständliches. Das Wort Gottes ist keine Platitude. Das Wort "Gott ist Liebe" ist ein Fremdwort für diese Welt, das sie nicht verstehen und fassen kann. Ich möchte im Blick darauf, wie es mir beim Predigtmachen geht, den Satz wagen: Wo mir der Text nicht zuerst ganz fremd erschienen ist, da bin ich ihm auch nicht nahe gekommen und die Predigt hat nicht viel getaugt. Lassen wir also zunächst den Text in seiner Fremdheit stehen und, wo er uns so selbstverständlich eingehen will, suchen wir erst einmal nach seiner Fremdheit. Erst dann wartet auf uns die zweite Aufgabe:

2. Die Gleichzeitigkeit des Textes

Das ist ja die eigentliche Aufgabe der Meditation, einen Text gleichzeitig zu machen, d.h. eben die Fremdartigkeit, den Abstand, die Kluft zwischen Text und uns, unserer Welt zu überwinden, so daß klar wird: tua res agitur. "Du bist der Mann". Hier ist ein verbum pro me. Erst wo uns das gelingt, haben wir das Ohr unserer Soldaten. Sonst bleibt es bei theologischen Gedanken, die keinem etwas geben. Dieses "Du bist gemeint!" will ja zuerst frohe Botschaft sein. Es gibt doch zu denken und ist ein Grund zur Freude, daß diese Gleichzeitigkeit uns in schweren Tagen und Lagen am ehesten bewußt wird. Ich denke daran, wie das Weih-

nachtsevangelium in Rußland 1941, wo sonst aller Grund zum Feiern und Freuen fehlte - keine Post, keine Päckchen, kein Christbaum, keine Kompagnieweihnachtsfeier -, Eingang und Aufnahme fand. Auch in Lazaretten und auf Hauptverbandsplätzen kann man die gleiche Erfahrung machen, wie das Wort ganz von selbst uns anspricht, gleichzeitig wird.

3. Die natürliche Opposition dem Wort gegenüber

darf bei der Arbeit am Text nicht außer Acht gelassen werden. Jedem Text steht der Mensch, auch der Christ gegenüber, in Opposition! Gerade diese Opposition aber, die sehr eng mit der vorher genannten Fremdartigkeit des Textes zusammenhängt, führt oft zum eigentlichen Anliegen, zum scopus des Textes. Gerade sie hilft uns weiter. Diese Opposition kann auf drei Gründen beruhen.

a) Aus falschem Verständnis des Textes, z.B. dem Wort gegenüber "Widerstehet nicht dem Übel", was ja bekanntlich nicht heißt, sich alles gefallen zu lassen. Jesus selbst in der Passionsgeschichte und Paulus bei seiner Verteidigung sind dafür Zeugen.

b) Sie kann an falscher Stelle einsetzen. So ist die übliche Abwertung und Ablehnung des Pharisäers als eines bösen Mannes nicht berechtigt. Sie wird seinem an Gott gebundenen Leben nicht gerecht. D.h. aber, die Predigt trifft daneben, die das übersieht.

c) Sie kann aus unserer Lage heraus kommen. Etwa so: Ja, damals war die Welt noch besser, schöner und ehrlicher vielleicht, vor allem einfacher. Da konnte man das alles noch glauben; aber heute bei der Brutalität der jetzigen Welt, ihrer Versklavung an die Technik, da ist das nicht mehr möglich. Für uns gilt, das nicht mehr, was die Bibel sagt. Man könnte natürlich dagegen halten: Und der 30jährige Krieg mit seiner Zerstörung und allem menschlichen Elend, die französische Revolution mit ihrem Hochmut - sind das nicht verwandte Zeiten?

So hilft uns gerade die Oppositionsstufe den Text richtig zu verstehen und ihn persönlich werden zu lassen. Es tritt dadurch gleichsam eine Diskussion zwischen dem Text und uns ein.

Dafür noch ein Beispiel. Unser Monatsspruch lautet: "Seit allezeit fröhlich, betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen!" Da aber setzt ja gerade unsere Opposition ein. Wie soll das möglich sein? Ist diese Forderung nicht eine bittere Ironie, ein Hohn für die Leidtragenden, für die, die an Gott irre geworden sind, oder die, denen ihre Söhne genommen worden sind? Warum ist eine solche Haltung doch möglich? Diese Frage wächst aus der Opposition. Und die Antwort? "Denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch." Das aber soll doch heißen: Dort, nur dort, aber dort gewiß können wir das, wo wir bei Jesus Christus stehen. So zwingt uns die Opposition dem Text gegenüber darzulegen, warum uns in Jesus Christus der Grund für eine solche Haltung geschenkt ist. Wir kommen also gerade so zu einer christozentrischen Predigt.

Damit sind wir bei einem Punkt angelangt, der mir persönlich am meisten zu schaffen macht und doch am meisten am Herzen liegt, nämlich

4. Die Notwendigkeit der Begründung unserer Aussagen

Bleiben wir bei dem Beispiel der Monatslosung. Wir sind dabei zu der Frage gekommen: Warum ist uns in Christus Jesus der Grund zu steter Freude, nie abreißenedem Gebet und völligem Dank gegeben? Dadurch aber sind wir gezwungen, darzulegen, was uns Jesus Christus ist. Wir sind von Kindheit an alle Warum- Menschen. Das ist so in Ordnung. Wir wollen immer eine Begründung. Sie ist notwendig, gerade auch, wo es um das Glauben geht. Dadurch kommt keiner zum Glauben, wenn etwa vom Evangelium immer als dem Kostlichsten, Herrlichsten, Teuersten gesprochen wird. Der Mann will wissen, warum das Evangelium das köstlichste und höchste Gut ist. Keine Behauptung ohne Begründung! Hier geht es um ein Grundgesetz. Warum ging in jenem Gleichnis der Mann hin vor Freuden und verkaufte alles, was er hatte, um diesen Schatz zu gewinnen? Was ist das für ein Schatz? Das muß in der Predigt deutlich werden. Wo das nicht deutlich wird, bleibt dieses Warum im Herzen des Hörers hängen, er bleibt unbefriedigt und enttäuscht. Er kann nicht aus vollem Herzen Ja sagen zu dem Wort. Unsere Zeit heute mit ihrem Kausalitätsdenken ist nun einmal so. Sie steckt voller Zweifel und will eine Begründung haben.

Es geht dabei nicht um ein Beweisen, etwa in der Art der Gottesbeweise, sondern um ein Begründen. Der Glaube will keinen Beweis, aber einen Grund eine Gewißheit. Nur dort wird das Evangelium für mich wirklich Evangelium, wo es mir gewiß geworden ist und ich innerlich von seiner Wahrheit überwunden bin. In diesem Punkt aber bleiben wir wohl unseren Soldaten sehr viel schuldig. Wo mir aber da etwas schuldig bleiben, zerstören wir die Glaubwürdigkeit des Evangeliums. Da wird es nicht mehr aufgenommen. Was die Hörer der Prediger in der Reformationszeit überwunden hat, mitzugehen, war doch dies, daß sie sagen mußten: So ist es. Er hat recht mit seiner Verkündigung. Nun, nicht er hat, der Prediger, sondern das Wort hat recht. Daher damals auch der Zulauf und die Freude, Predigt zu hören. Daher auch bei uns die Unfruchtbarkeit unseres Predigens und die leeren Kirchen daheim, weil wir hier nicht genug Acht geben. Hier muß der Schwerpunkt unserer Arbeit am Text liegen. Wir stehen vor dem letzten Fragenkreis:

III. Der Blick auf den Hörer

Wie muß ich predigen, daß meine Soldaten mich verstehen? Das ist die letzte Frage; die Frage nach der Sprache unserer Predigt. Ein etwas kühner Grundsatz sei dafür aufgestellt: Wo das Auge des Hörers nicht an den Lippen des Predigers hängt und nicht auf jedes Wort gespannt wartet, ist die Sprache der Predigt nicht richtig. Welche Bedingungen müssen wir das als Prediger erfüllen?

1. Die Voraussetzungslosigkeit unserer Sprache

Was dürfen wir bei unseren Hörern voraussetzen? Nichts, oft noch weniger als nichts, nämlich eine negative Beeinflussung, eine Karikatur des christlichen Glaubens. Deshalb sind ja schon nicht alle Texte geeignet. Deshalb muß auch die Predigt selbst anders werden als für eine treue Zivilgemeinde. Es sind alles Fremdwörter, was da in der Bibel steht. Alle, ohne Ausnahme, müssen sie erst gedolmetscht werden. Ich wundere mich manchmal, wie wenig das in den uns gelieferten Predigt "vorentwürfen" - wie das Wort so schön heißt - beachtet ist. Selbst das Wort "Christus" ist zum Fremdwort geworden. Machen wir uns doch einmal die

Probe aufs Exempel und fragen unsere Leute: Wer ist Christus? Da kommt bestenfalls eine Beschreibung seiner irdischen Person und seines irdischen Wirkens, vielleicht auch eine angelernte Katechismusantwort, bei der dem Mann selbst nicht wohl ist, heraus, nie aber ein Wort über den Auf-erstandenen, den lebendigen Christus. Unsere Sprache muß so sein, daß einer am Schluß sagen kann: So, jetzt weiß ich, was Glaube ist, was der Heilige Geist ist, was das Bekenntnis an Himmelfahrt "sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters bedeutet. Es ist das ja ein Anliegen, das in unserer Kirche längst erkannt worden ist und woran schon intensiv gearbeitet wurde und noch wird. Bei dieser Übersetzungsarbeit macht man die Erfahrung, wie einem selbst erst ein Begriff voll aufgeht und lebendig wird. Wir sind bei diesem Dienst immer selbst die Beschenkten. Wir kommen tiefer in das Evangelium, als wenn wir vor Leuten zu predigen hätten, denen alles klar ist, die keine Fragen haben. So ist das Arbeiten an der Sprache der Predigt auch ein Arbeiten an der Sache, d.h. an dem Inhalt. Die Sprache ist nicht nur Schale. Mit der Voraussetzunglosigkeit, die für unsere Sprache gefordert ist, hängt zusammen

2. Die Schlichtheit unserer Sprache

Unsere Sprache muß in der Satzbildung ganz schlicht und einfach sein. Der langjährige Soldat ist notgedrungen geistig abgestumpft und ungeschult im Aufnehmen komplizierter Gedankengebilde. Es geht uns ja selber so, daß wir oft unsere geistige Armut und den Rückschritt unseres Denkvermögens, das Nachlassen der Denkschulung gegenüber früher schmerzlich empfinden. Satzperioden kann der Mann nicht folgen. Viel zu sehr verstoßen wir noch gegen den Grundsatz der Schlichtheit durch die unbesehene Übernahme von theologischen Begriffen. Manche unserer Predigten sind - das merkt man deutlich an ihrer Sprache - in der Meditation hängengeblieben. Sie mögen wohl für einen Kreis von Pfarrern rect sein, aber nicht für unsere Soldatengemeinde. Dort aber, wo die Sprache kompliziert ist, ist meist auch dem Prediger der theologische Gedanke nicht klar. Wir muten hier unseren Soldaten in der Regel noch viel zu viel zu. Bedenken wir doch: Wie primitiv ist doch die Sprache unserer heutigen Zeit und mit wie wenig Wörtern kommen unsere Leute aus! Die Sprache der Predigt, auch der Soldatenpredigt muß immer eine gehobene Sprache sein. Sie wird bestimmt von ihrer Sache, ihrem Inhalt, also letztlich vom Evangelium. Aber gehobene und einfache Sprache sind ja keine Gegensätze.

Schlichtheit der Sprache heißt aber auch: keine übertriebene Sprache. Wir sind keine PK-Männer (PK = Propagandakompanie). Hier wird ja unsere deutsche Sprache aufs Schlimmste vergewaltigt. Es hat einer gesagt: Wir sind das Zeitalter der Superlative. Und diese Superlative hat der Mann satt, so satt, daß er sich darüber ärgert. Mit dem Superlativ schleicht sich ja immer jenes ebenso verhaßte Pathos ein, das jedem schon zum Hals herausgewachsen ist. Wir tun auch unserer deutschen Sprache einen Dienst, wenn wir sie von diesen Superlativen und dem Kraftmeiertum freimachen. Jede übertriebene Sprache wirkt unwahr und unglaubwürdig. Wir aber sollen zur Wahrheit führen und Glauben wecken mit dem Wort, das uns anvertraut ist.

Zur Schlichtheit der Sprache gehört noch ein Drittes, damit sie gern aufgenommen wird: Keine Dienstsprache. Darunter verstehe ich die gewollte Anpassung an die Soldatensprache; das Übertragen militärischer Begriffe auf theologische Inhalte ist nicht nur ein für unsere Sache gefährliches Ding, sondern vor allem dem alten Soldaten ganz und gar

zuwider. Ganz abgesehen davon, daß es meist deplaziert und lächerlich wirkt. Es muß nicht vom "Angriff Gottes auf uns", vom "Einbruch"(Fronteinbruch!), von der "Entscheidungsschlacht in unseren Herzen" und Ähnlichem geredet werden. Davon, gerade davon will der Mann einmal, wenigstens am Sonntag, wenn er im Gottesdienst ist, nichts hören. Er will einmal in eine andere Welt, die des Indikativs - möchte ich beinahe sagen - statt in die des Imperativs, in eine Welt des Friedenswortes gestellt werden. Diesen Dienst aber müssen wir ihm schon tun. Darum ganz wenige, am besten gar keine militärischen Begriffe, Bilder oder Vergleiche.

An Stelle dessen aber - und damit kommen wir zum letzten Punkt des Komplexes Schlichtheit der Sprache - gilt es, "dem Mann aufs Maul zu schauen." Wendungen z.B. übernehmen, durch die ihm eine ganz bestimmte Sache lebendig wird. Ich kann ruhig von Menschen sprechen, die "fertig sind", d.h. doch am Ende ihrer Kraft. Das ist für unsere Männer etwas Lebensnahes, Erfassbares. Wir wollten auch die Sprache ihrer Heimat (nicht Dialekt, sondern Umgangssprache) sprechen, wie ihm überhaupt der Gottesdienst heimatlich anmuten soll. Freilich, dem Mann aufs Maul schauen" heißt auch Vorsicht bei der Auswahl unserer Worte. Wir leben in einer total verdorbenen Sprachwelt. Die Sprache unserer Soldaten ist - wie könnte es nach Lage der Dinge auch anders sein! - weithin versexualisiert, ganz gleich ob es sich um den einfachen Mann oder das Offizierskasino handelt. Mir ist das einmal recht deutlich, erschreckend deutlich zum Bewußtsein gebracht worden nach einer Predigt anlässlich eines Gedächtnisgottesdienstes für unsere im Polenfeldzug gefallenen Kameraden. Der Predigt lag der Text "Fürchte dich nicht! Denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein" (Jes.43,1) zugrunde. Die Hörer der Predigt waren - das mag Erklärung und Entschuldigung zugleich sein - meist Katholiken. Dieses "Du bist mein" war nun das Wort, das sie sofort auf die rheinischen Mädchen bezogen, wie mir später einer von ihnen, der als Christ selbst daran Anstoß nahm, sagte. Kann man sich gegen so etwas aber überhaupt absichern?

3. Die Anschaulichkeit unserer Sprache

Dieser Punkt ist eigentlich schon mit dem "aufs Maul schauen" angesprochen. Es ist das ja eine uns allen längst bekannte homiletische Forderung. Nur ist es das Wie, das uns manchmal zu schaffen macht. Anschaulich predigen heißt auch spannend, um dies Wort zu gebrauchen, predigen. Die Anschaulichkeit einer Predigt wächst aber weniger aus dem theoretischen, vielleicht manchmal etwas krampfhaften Bemühen um Bilder, Gleichnisse etc. sondern die Anschaulichkeit einer Predigt, ihre Gegenwartsnähe, ihre Lebendigkeit und ihr Ansprechen ist zuerst die Frucht unserer sonstigen seelsorgerlichen Tätigkeit. Die Truppenbesuche, das seelsorgerliche Einzelgespräch, die Erlebnisnähe und -verbundenheit durch das gleiche Kampf erlebnis oder einfach durch das gleiche Schicksal des Soldatenseinmüssens mit seinen Fragen und Nöten, seinem Getrenntsein von Frau und Kind, das alles schafft die Anschaulichkeit. Sie ist also nicht zuerst ein sprachliches, ein philologisches Anliegen, sie hat einen viel tieferen Grund. Sie muß ihn haben, wenn sie echt sein soll. Damit haben wir viel unseren Pfarrern in der Heimat voraus. Der Heimatpfarrer lebt persönlich kaum die Nöte und Sorgen seiner Gemeinde so durch wie der Soldatenpfarrer. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß er sich den Mühen und Strapazen, auch der Gefahr der Truppe nicht entzieht. Aus dieser Schicksalsverbundenheit kann echte, wahrhaftige Anschaulichkeit besser erwachsen als aus dem Lehrgang in einem Predigerseminar.

Diese Erlebnisverbundenheit enthebt uns gerade nicht der Pflicht, nun auch unsere Gedanken Satz für Satz anschaulich zu prägen. Bei jedem Satz steht die Frage vor uns: Ist er so recht, kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig? Kann ich ihn so stehen lassen, wird er so recht verstanden? Hier haben dann schon Bilder und Vergleiche ihren Platz, um einen theologischen Gedanken zu verdeutlichen oder einem nahezubringen. Beispiel: Nur wer um den Glauben weiß, weiß auch, was er an ihm hat; der, der davon keine Ahnung hat, nicht. Nur der, der heimatverbunden ist, weiß, was er an seiner Heimat hat. Nur der, der jahrelang die Liebe und Fürsorge der Mutter erfahren hat, weiß um den Verlust der Mutter. Gerade am Anfang einer Predigt ist diese Anschaulichkeit wichtig. Schon der erste Satz muß hängen bleiben. Das kann etwa durch eine Frage geschehen, die wir gleichsam wie einen Stein in den Teich werfen und die nun ihre Kreise zieht. Etwa die Frage: Was ist das Schlimmste, was dir passieren kann? Schon fühlt der Mann sich angesprochen und überlegt. Er arbeitet auf einmal aktiv an der Predigt mit.

4. Der persönliche Ton der Predigt

Damit ist gemeint, was schon im zweiten Frangenkreis unter der Gleichzeitigkeit verstanden ist. *Tua res agitur*. Wie die echte Anschaulichkeit herauswächst aus der Schicksalsverbundenheit, so auch dieser persönliche Ton. In rechter Weise kann er wohl nur dort entstehen, wo der Prediger selbst erst einmal ganz persönlich von dem Wort getroffen wurde und es ihm nicht ein Theologoumenon geblieben ist. Erst der, der selbst Leid und Schuld erfahren und Trost und Vergebung erhalten hat, wird so darüber predigen können, daß der Hörer sich persönlich angesprochen fühlt. Auch hier ist es nicht so, daß dieser persönliche Ton umso besser getroffen wird, je öfter einer "liebe Kameraden, liebe Freunde" sagt und das "Du" und "Dein" anwendet. Der persönliche Ton ist dort echt und wahr, wo der Prediger selbst durch das Wort angerührt wurde. Er liegt also im Evangelium begründet. Nur eine solche Predigt wirkt überzeugend. Vom großen Stimmaufwand brauchen wir gar nicht erst zu sprechen.

5. Die Offenheit der Sprache

Sie scheint mir in der heutigen Zeit und vor allem unseren Soldaten gegenüber besonders wichtig zu sein. Denn an ihr hängt auch wieder die Wahrhaftigkeit des Predigers und die Glaubwürdigkeit des Wortes. Der Mann muß wenigstens im Gotteshaus, in seiner Kirche, bei seinem Pfarrer das Gefühl haben: Hier wird mir einmal nichts vorgemacht. Das heißt nun nicht, die Frage so zu stellen: Was darf ich in der Predigt alles sagen, was kann ich alles anpacken? , sondern sich vielmehr zu fragen: Was muß ich sagen, auch ohne Scheu vor einem Offizier, und wenn es ein General ist. Wenn z.B. über die Kriegslage gesprochen werden muß, dann schon herzlich und klar. Wenn ich es aber nicht wage, etwas ganz offen zu besprechen; dann darüber aber auch keine Andeutungen. Sie sind schlimmer als ein offenes Wort.

6. Die Herzlichkeit der Sprache

Damit sind wir beim letzten Punkt angelangt. Es ist klar, wie dieser Punkt mit dem vierten (der persönliche Ton der Sprache) zusammenhängt. Durch unsere Predigten muß sich etwas Herzliches, Gewinnendes hindurchziehen. Es gibt Predigten, die lassen einen kalt, bei denen friert man

innerlich. Die sind wie ein kahler Raum ohne einladenden, gewinnenden Schmuck. In unserer Predigtsprache muß eine gewisse Wärme liegen. Wärme - nicht Schmalz! Diese Wärme kommt aber nie aus dem pastoralen Ton. Die Herzlichkeit unserer Worte ist die Frucht der Herzlichkeit, mit der uns Gottes Wort begegnet ist. Das Evangelium ist die Botschaft von der herzlichen Barmherzigkeit unseres Gottes. Wie sollten wir anders denn herzlich recht davon reden können? Wir vergehen uns ja sonst eben an dieser Barmherzigkeit Gottes. Auch unsere Sprache hat im Dienst dieser Barmherzigkeit zu stehen und sie transparent werden zu lassen.

Schluß

So darf abschließend gesagt werden: Von der Textwahl bis zum Amen der Predigt nimmt uns unsere Soldatengemeinde in eine strenge Schule, die kein Gemeindepfarrer je so durchmacht. Sie zwingt uns, ganz von vorne anzufangen, zu letzter Klarheit und Sauberkeit, zur persönlichen Schlichtheit und Wahrhaftigkeit. So arbeiten unsere Soldaten selbst mit an dem Gestalten unserer Predigten. Das aber wollen wir ihnen danken, weil das alles, ihre Fremdheit, ihre Opposition, ihre geistige Müdigkeit - das gilt ja alles auch von uns selbst - dazu dient, das Evangelium wieder lebendig werden zu lassen, es uns selbstneu zu schenken nach seinem Gehalt und nach seiner Sprache und unseren evangelischen Glauben wieder Wurzel schlagen zu lassen in unseren Herzen.